

Wenn Ihnen die Leseprobe gefallen hat, finden Sie hier auf [Amazon.de](https://www.amazon.de) das komplette Buch.



TILL MARTIN

DIE
PHÖNIX
INITIATIVE

DAS SYNONYM
DER ZEIT

Wenn Ihnen die Leseprobe gefallen hat, finden Sie hier auf [Amazon.de](https://www.amazon.de) das komplette Buch.

TILL MARTIN

Die Phönix Initiative

Das Synonym der Zeit

Roman



Die kommerzielle Vervielfältigung dieser Leseprobe ist nicht
gestattet.

2. Auflage – (Dezember 2021)

Copyright © Till Martin

Alle Rechte vorbehalten.

Till Martin

c/o Fakriro GbR / Impressumsservice

Bodenfeldstr. 9, 91438 Bad Windsheim

ISBN: 9798730572539 (Taschenbuch)

Amazon KDP - independently published

Lektorat: J.M.

Covergestaltung: Laura Newman - design.lauranewman.de

Artwork Titel (innen): Schadourania

Printed in Germany

(Leipzig 2021)

www.tillmartin.de

Für Henry – Für Jonathan

07. September 2120 – Zuhause

»Was für ein schöner Tag, Dino! Willst du ein bisschen fliegen?« Dino antwortete nicht. Mia nahm das große weiche Kuscheltier. Ihr bester Freund begann aufgeregt durchs Zimmer zu hüpfen – hoch und runter, drei Mal im Kreis, über den Tisch, auf den Stuhl und haarscharf an der verwelkten Zimmerpflanze vorbei. Ihre kleinen dribbelnden Sprünge kannten jede Richtung und kein Hindernis. Wie ein Flummi hopste sie von Ecke zu Ecke. Der Fußboden erzitterte. Dann ließ sie sich krachend auf die Knie fallen und schlitterte jauchzend über den Boden, während ihr Dino weiter den Hausflur entlang flog. Ein Herzklopfen später wurde das Tier erneut nach oben katapultiert und setzte seinen wilden Ritt durch die Lüfte fort. In der Küche angekommen umkreiste Dino einige schiefe weiße Stinkeberge. Immer wieder kam er den schmierigen Tellern nah, doch die Monster erwischten ihn nicht. Todesmutig schrammte er an kleinen Müllbergen vorbei, leitete den Sinkflug ein und landete schließlich vor dem Kühlschrank. Das trübe Licht aus dem Inneren des riesigen Apparats färbte Dino grau. Mia ärgerte sich und schimpfte mit piepsiger Stimme: »Oh, oh – du hast wieder vergessen die Tür zuzumachen. Das kann ich gar nicht leiden – du Nichtsnutz. Da kommen doch die Fliegen!«

Mit ernster Miene griff sie ihr geliebtes Kuscheltier am Schwanz und schlug es gegen die geflieste Seitenwand. Immer wieder hämmerte sie den weichen Kopf auf den kalten Stein. Die Kunststoffaugen des Tiers klackerten vernehmlich, als sie über die Fliesen schabten. Endlich hatte es Dino begriffen und Mia hörte auf. Interessiert wandte sich das Mädchen erneut dem grauen Klotz zu und stieß den Türspalt auf. Eine Woge kräftiger Gerüche schwang ihr entgegen. Doch die Ausdünstungen kamen nur von wenigen Speisen, denn der Bauch des grauen Riesen war beinahe so leer wie Mias. Enttäuscht musterte sie die kläglichen Häuflein, die ihr unappetitlich entgegenlachten. Schließlich entschied sich Dino für eine angefangene Dose Cola aus dem Seitenfach

und Mia stimmte dieser Wahl zu. Gemeinsam gingen sie mit ihrer Beute zurück in die Richtung, in der Mias Höhle lag. Als sie die geöffnete Tür zum Schlafzimmer ihrer Eltern passierten, blieb Mia stehen und auch Dino lauschte. Hatten sie da eben die laute Stimme ihrer Mutter gehört? Mia spitzte die Ohren und drückte Dino an ihren Bauch. Es kam so selten vor, dass Mutter laut sprach, dass es sich um etwas sehr, sehr Wichtiges handeln musste. Eigentlich hörte sie ihre Mutter fast nie sprechen.

»Das war meins. Robert hat mir das Geld gegeben!«, schrie ihre Mutter aufgebracht, bewegte sich dabei aber keinen Zentimeter vom Bett herunter.

»Es ist mir egal, wem du das gestohlen hast. Ich brauchte es dringender als du. Du liegst eh nur hier rum, schlafwandelst durch die Virtual Reality und frisst eine abgeschmackte Geschichte nach der anderen in dich rein«, brüllte ihr Papa.

Ihre Mutter hatte es geschafft, ihren Kopf zu heben.

»Das war das Letzte, das wir hatten, du Egoist! Wir müssen etwas zu essen für Mia bestellen und ich brauche neue Tabletten.«

»Als ob du es dafür ausgegeben hättest«, entgegnete Papa gehässig. »Du willst dir die Birne vernebeln, genau wie ich. Also hör auf mit der Heuchelei!«

»Du Mistkerl! Es ist nichts mehr da. Verstehst du mich. Wir haben nichts mehr!«

Die Stimme ihrer Mutter klang wie die des bunten Vogels aus dem Zoo. Ihr Papa zuckte nur mit den Achseln und lächelte gequält. Er machte ein Gesicht wie die böse Robbe Pepe in ihrem Lieblingsfilm.

»Ich wollte ein letztes bisschen Spaß haben. Mehr nicht. Jetzt kann ich sterben.«

»Na dann geh, verschwinde endlich!«, fuhr ihre Mutter ihn an.

Mia hielt sich zitternd an Dino fest, während sie sich mit dem Rücken an der Wand neben der Schlafzimmertür niederkauerte. Das war der schlimmste Streit seit Langem.

Mia spähte um die Ecke. Papa zog jetzt die Mundwinkel schief wie ein gruseliger Clown. Inzwischen hatte sich auch ihre Mutter mühsam im Bett aufgerichtet. Ihr zerknittertes Hemd spiegelte die tiefen, dunklen Falten in ihrem jungen Gesicht.

»Hast du einmal an mich oder die Zukunft deiner Tochter gedacht?«, keifte sie mit so viel Energie, wie Mia es ihr gar nicht zugetraut hätte.

»Ich vergesse die Zukunft. Denn ich habe keine mehr, Danielle. Und du hast auch keine. Wir sind tot. Alle! Genau wie Mia.«, sagte Papa böse lächelnd. Kurz blitzten seine Augen wie ihr Glitzerpony, doch schon einen Augenblick später sah er so aus, als würde er Fliegen zählen. Fliegen zählen war sehr langweilig.

»Dann geh... Hau ab. Du bestichst uns nur und bringst nichts ein«, entgegnete ihre Mutter und ließ sich matt zurück in die Kissen sinken.

Einen Moment lang war es still. Dann hörte Mia, wie Papa sich umdrehte und ohne ein weiteres Wort das Zimmer verließ. Als er um die Ecke bog, wäre er beinahe über sie gestolpert. Immer noch saß sie, ihren Dino fest umklammert, mit angewinkelten Beinen an der Wand. Schnaufend wich er aus und trat auf eine ovale Verpackung, die zusammen mit vielen anderen Gegenständen auf dem Boden verstreut lag. Es knackte hörbar. Er warf ihr einen müden Blick zu. Ohne einen weiteren Laut schritt er an ihr vorbei und ging zur Eingangstür.

Er reagierte nicht – er sah sie nicht einmal an, als er die Tür hinter sich schloss. Mia hasste es, wenn ihre Eltern sich stritten. Aber noch mehr hasste sie es, wenn sie sie ignorierten. Und sie ignorierten sie oft. Sie hatte Dino erklärt, warum sie es taten. Denn sie wusste es. Papa hatte es immer wieder gesagt. Sie waren alle tot. »Es hat keinen Sinn. Wir sind alle so gut wie tot«, sagte er ständig. Und auch Mutter hatte es gesagt.

Aber Mia wollte nicht aufgeben. Sie wollte nicht tot sein. Sie fühlte sich auch nicht tot. Auch wenn sie nicht wusste,

wie sich das genau anfühlte. Sie fühlte sich traurig und einsam, oft war sie auch wütend. Aber tot fühlte sie sich nie. Sie wollte leben. Am besten für immer.

Dino war zum Fenster gegangen und sie folgte ihm. Von ihrem Arm hinab sah er auf die Straße vor dem Haus. Papa stand vor ihrem alten Auto am Straßenrand und sah scheinbar nachdenklich auf etwas, das auf dem Rücksitz lag. Vielleicht betrachtete er aber auch bloß sein eigenes Spiegelbild in der Scheibe, so wie sie und Dino es gerne taten. Beinahe reglos stand er da, fuhr sich mit seinen Fingern über den Bart und trommelte mit der anderen Hand auf dem Dach. Plötzlich drehte er sich zum Haus um. Er schien durch es hindurch in weite Ferne zu blicken. Mia und Dino winkten schüchtern vom Fenster, ernteten jedoch keine Reaktion. Ihr Papa drehte sich wieder um und sah angestrengt nach links und rechts auf die Straße. Eine kleine Ewigkeit schien zu vergehen. Entschlossen machte er zwei zügige Schritte hinter seinem Wagen hervor.

Mia musste an die braunen Käfer denken, die sie so gerne wegschnippste, als der Bus ihn von vorne traf. Dino schrie und fiel lautlos zu Boden. Papa schrie nicht.

01. Dezember 2122 – Im Kinderheim Zwei Jahre später

Mia legte das alte Bilderbuch auf den leeren Tisch. Es war genauso klebrig und verdreckt wie die Tischplatte. Also machte es sicher nichts, wenn sie es darauf legte. Sie hatte es heimlich aus der grauen Kiste geklaut. Aber sie stellte sich vor, sie hätte es geschenkt bekommen. Die anderen Kinder störte es nicht. Sie spielten nur auf dem Boden oder im Hof. Aber Mia hatte Geburtstag und zum Geburtstag bekam man etwas geschenkt. Frau Nagel schaute ins Zimmer. Ihr Blick glitt über die dichtgestellten Stockbetten, den fettverschmierten Spiegel, die breite Kommode, das abgessene Sofa und heftete sich schließlich auf Mia. Hastig ließ Mia das Buch zwischen ihren Beinen verschwinden. Mit Frau Nagel war nicht zu spaßen, sie war die gemeinste ihrer Erzieherinnen.

»Du hast Besuch, Mädchen. Jemand will dich sehen«, sagte Frau Nagel in einem Ton, der Mia zum Zittern brachte.

»Ja, ich komme.« Rasch nickte sie mit dem Kopf. Bei Frau Nagel musste man schnell antworten, sonst bekam man eine Ohrfeige. Ihre Erzieherin wandte sich ab und ging hinaus, ohne auf Mia zu warten. Das war ihr ganz recht, denn so hatte sie Zeit, das Buch zu verstecken. Wer sie wohl sehen wollte? Seit dem Tod ihrer Mutter hatte sie niemand mehr besucht. Behutsam schlich sie den Gang entlang zum Aufenthaltsraum der Erzieher. Sie konnte sehr leise sein, wenn sie wollte. Vorsichtig spähte sie um die Ecke. Frau Nagel und Frau Eschenburg tranken Kaffee und schnitten Gemüse, während die Nachrichten im Hintergrund liefen. Der alte Bildschirm war beinahe so groß wie die Fensterwand und beleuchtete auch in der Nacht den halben Korridor.

»Die Meldung haben sie heute schon zehn Mal gebracht«, beschwerte sich Frau Nagel, während eine gutaussehende Nachrichtensprecherin etwas vorlas. Gebannt blickte Mia auf das große Display.

»In New York haben heute 52 Gründungsmitglieder einen Kooperationsvertrag zur Verhinderung des Asteroideneinschlags gegründet. Die neu geschaffene Organisation mit dem Namen Phönix Initiative soll Wege entwickeln, mit Hilfe von Zeitsprüngen gegen die drohende Vernichtung der Erde vorzugehen. Dabei wollen die Wissenschaftler auf den revolutionären Studien des Forschers Shen Guo-Xima zur Elementarteleportation aufbauen.« Das Gesicht des chinesischen Wissenschaftlers und das Modell einer kompliziert aussehenden Anlage wurden im Hintergrund eingeblendet, während die Sprecherin routiniert ihren Text vortrug. Mia staunte und spitzte die Ohren.

»Da bisher alle Strategien zur Abwehr des für 2134 vorhergesagten Asteroideneinschlags gescheitert sind, verfolgen die Forscher nun einen radikalen Ansatz. Ihr Ziel ist es, eine Gruppe von Menschen durch die Zeit zu schicken. Diese Auserwählten sollen die technologische und kulturelle Entwicklung der Menschheit in der Vergangenheit vorantreiben. Ihre Hoffnung ist, dass durch fortschrittliche Technologien die nahende Kollision verhindert werden könnte.«

Eine kurze Computeranimation versuchte die Worte zu untermalen und nachvollziehbar zu machen. Ein Steinzeitmann mit Faustkeil verwandelte sich in wenigen Sekunden zu einem modernen Menschen mit Kleidung, Brille, Werkzeug und Computer.

»Kritik äußerten die Vertreter zahlreicher Weltreligionen. Sie verurteilen im Besonderen die Absicht, die Zeitreisenden in der Vergangenheit als Götter auszugeben. Die Gründungsiniciatorin und Vorstandsvorsitzende Gabriela Mistral Parral bekräftigte hingegen die unbedingte Bereitschaft und Fähigkeit ihrer Organisation, die selbst gesteckten Ziele realisieren zu können. Die im Vorfeld geäußerten Bedenken zu Konzept, Finanzierung und Zielstellung der Initiative wies sie umfassend zurück und betonte die herausragenden Chancen des Projekts.« Frau Nagel schnaubte und stellte den Ton lautlos.

»Was für ein Unsinn! Als wenn es möglich wäre, die Vernichtung der Welt zu verhindern, indem man den Urmenschen ein dickes Lexikon in die Hand drückt.«

Mia fand die Idee ganz und gar nicht unsinnig. Vielleicht war das eine Möglichkeit, allen Menschen zu helfen und doch zu überleben. Frau Eschenburg nickte jedoch zustimmend, während sie geräuschvoll einen Rosenkohl köpfte.

»Das ist nicht nur albern, sondern auch lästerlich! Den Leuten einzureden, ein paar als Götter verkleidete Spaßvögel könnten der Entwicklung der Menschheit einen Schubs geben – das ist Sünde. Der liebe Gott lässt sich nicht ersetzen.«

Frau Nagel verzog skeptisch den Mund. Sie mochte die frommen Ansichten ihrer Kollegin nicht, trotzdem meinte sie: »Ich wette, es handelt sich um einen PR-Gag oder eine Beruhigungsspiel der Regierung. Ganz nach dem Motto: »Wir können den Asteroiden nicht aufhalten, aber wir haben da diese geniale Idee von einer großen Zeitreisemaschine, die uns alle retten wird.« Absoluter Humbug!«

»Ich finde die Idee gut!«, sagte Mia, ohne sich darüber im Klaren zu sein, was sie gerade tat. Demonstrativ baute sie sich im Türrahmen auf und behauptete: »Ich werde zur Felix Initiative gehen und die Welt retten!«

Die zwei Frauen wandten ihr überrascht den Kopf zu. Frau Nagel schnaubte wieder verächtlich. »Mach dich nicht lächerlich, Mädchen. Sei dankbar, dass du hier ein Dach über dem Kopf hast, an mehr ist nicht zu denken.«

»Es braucht keine Rettung. Das Ende ist die Erlösung«, ergänzte Frau Eschenburg.

»Nein!« Mia stemmte die Arme in die Hüften und stampfte mit dem Fuß auf. »Ich will nicht sterben. Ich werde nicht sterben. Ich gehe zur Felix Initiative.«

Sie hasste das Gerede der Erwachsenen vom Tod. Nie sprachen sie über etwas anderes.

Frau Nagel lachte böse und zeigte mit dem Schälmesser auf Mia.

»Dein Trotzkopf wird die Welt nicht ändern. Auch wenn draußen »Kinderheim« dransteht, könnten wir ebenso gut

»Bestattungen« dranschreiben. Denn etwas anderes als euch zu waschen und eure Kleidchen zu richten hat keinen Sinn mehr.«

»Ach, Helga«, mahnte Frau Eschenburg ihre Kollegin mit einem tadelnden Blick. »Sprich doch nicht so vor dem Kind.«

»Es bringt nichts, wenn sich die Kinder Illusionen machen oder leichtgläubig jeden Schwachsinn glauben. Wir leben in einer harten Welt, da haben Träumereien nichts verloren«, entgegnete Frau Nagel und kam nun direkt auf Mia zu. Doch Mia ballte die kleinen Fäustchen und starrte ihrer Erzieherin trotzig in die Augen. Sie wollte keine Angst haben. Sie wollte nicht stillsitzen. Sie wollte nicht aufgeben, so wie es Mama und Papa getan hatten.

»Du brauchst mich nicht so finster anzuschauen«, sagte Frau Nagel gelassen und packte Mia grob am Arm. »Du wirst schon sehen, wie das Leben läuft. Und jetzt komm mit! Am Eingang wartet eine alte Schachtel, die nach dir gefragt hat.« Unsanft zerrte sie Mia bis zum Empfangsbereich hinter der Eingangstür. »Einmal Böckchen für Sie«, sagte Frau Nagel lachend und schob Mia der alten Frau beinahe in den Schoß. Dann drehte sie sich um und ging, ohne einen weiteren Blick auf Besucher und Kind zu verschwenden. Mia trat einen Schritt zurück und blickte in das runzlige und fleckige Gesicht der Frau vor sich. Sie schien uralte zu sein und roch wie bittere Medizin. Immerhin leuchteten ihre Augen hell und freundlich.

»Hallo Mia, ich bin deine Urgroßmutter«, sagte die Fremde und Mia ahnte, dass sich ihr Leben von nun an ändern würde.

10. November 160 – Tag der Ankunft Vor dem Morgenrauen

Beklemmende Enge, Dunkelheit, Angst. Keine Kontrolle. – So mussten sich die ersten Raumfahrer gefühlt haben. Unter sich tausende Tonnen hochexplosiven Treibstoffs. Die Hülle begann heftig zu vibrieren. Kleine rote Ziffern tanzten vor ihren Augen. Der Countdown zählte... Fünf, Vier, Drei, Zwei, Eins - Null!

Ein Lichtstrahl durchbohrte sie. Er war so gleißend, dass er durch die dunkle Außenwand drang. Dann... ein kurzes Gefühl der völligen Schwerelosigkeit. Nichts schien Gewicht zu besitzen... endlich ging ein kräftiger Ruck durch ihren Körper. Doch sie strebte nicht zu den Sternen, sondern fiel hinab in die Tiefe. Sie spannte alle Muskeln an und verkrallte sich in den Griffen. Ein kurzes Kribbeln im Magen.

Platsch! Sie spürte den Stoß, als sie auf der Wasseroberfläche aufschlug und blies erleichtert den Atem aus.

Sie war... am Leben! Ihre Transportkapsel schaukelte hin und her und schüttelte sie kräftig durch. Für einen Augenblick hatte sie Schwierigkeiten, sich zu orientieren. Das Wanken und Schlingern in der Dunkelheit hatte ihr Gehirn einen Gedanken lang aus dem Takt gebracht. Doch nun wusste sie wieder, wer und wo sie war. Sie nannte sich jetzt Diana. Ihren alten Namen hatte sie abgelegt. Die Kapsel, in der sie klemmte, war wie ein Beiboot, das man aus der Höhe zu Wasser ließ. Es hatte sie durch die Zeit geschleust und war mit einem kräftigen Schmatzen im Morast gelandet.

»Verdammt. Es hat funktioniert! Und ich hänge nicht in einem Baum oder Felsen fest«, dachte Diana erleichtert. Man hatte sie zwei Meter über der Oberfläche eines Sees durch die Zeit geschickt, damit sich ihre Kapsel nicht versehentlich in einem Objekt materialisierte. Jetzt steuerte ihre Zeitkapsel langsam und vollautomatisch zum Rand des Gewässers. Sie wirkte wie ein abgerundeter Sarg, der still und unheimlich durch die Dunkelheit trieb. Diana ruhte darin – festgurgelt, mit verschränkten Armen, den Blick nach innen gerichtet.

Am schlammigen Ufer des kleinen Weihers angekommen, öffnete sich die schwarze Kapsel und Diana sah hinauf zum leuchtenden Firmament, das silbern durch die Wolkendecke schimmerte. Sie richtete sich auf und kletterte ins seichte Wasser. Sofort versank sie mit beiden Beinen im Schlamm. Bis zu den Knien steckte sie im Morast und hatte Mühe, sie wieder herauszuziehen. Die Suppe war kalt und stank. Sie musste gleichsam energisch wie behutsam vorgehen, um nicht vollends im gefräßigen Grund zu versinken.

Diana kämpfte eine halbe Stunde, bis sie die Kapsel mitsamt ihrer wertvollen Ausrüstung zum Ufer des kleinen Weihers geschleppt hatte. Erschöpft ließ sie sich auf den Boden fallen und streckte die schlammbedeckten Beine aus. Ihre Rast weilte nicht lange.

Ein leises Knacken im Gebüsch schreckte sie auf. Näherte sich da jemand? Diana erhob sich und spähte in alle Richtungen. Nichts war zu sehen.

Genauso, wie sie es im Training geübt hatte, setzte sie ihre Spezialbrille auf und aktivierte die integrierte Wärmebild- und Infrarotkamera. Nicht ein einziges Tier, geschweige denn ein Mensch, war zu erkennen. Um sicherzugehen, nahm Diana eine schwarze Kugel von der Größe eines Apfels aus ihrer Transportkapsel. Sie legte sie auf ihre flache Hand und warf sie senkrecht in die Höhe. In dem Augenblick, in dem die Schwerkraft die Oberhand gewann und die Kugel die Bewegungsrichtung änderte, blinkte ein winziger Lichtpunkt auf. Geschickt fing Diana sie wieder auf. Der kleine Ball sendete, ähnlich einer Fledermaus, eine schnelle Folge von Impulsen. Der Computer analysierte die Strukturen und schickte ihr ein dreidimensionales Abbild ihrer Umgebung auf die Brille.

»Es ist hier sicher! Im Umkreis von ca. 3,4 km ist niemand«, flüsterte ihr Cassandra, ihre Künstliche Intelligenz ins Ohr. Bei diesen Worten entspannte sich Diana. Ihr Computer machte keine Fehler. Sie war nicht davon ausgegangen, nach ihrer Ankunft auf eine Bedrohung zu stoßen.

Trotzdem beruhigte sie der Gedanke, dass sie sich unbeobachtet und ungestört ans Werk machen konnte. Den richtigen Ort hatte sie erreicht.

Als Nächstes galt es zu prüfen, ob sie in der richtigen Zeit gelandet war. Sie zog einen handtellergroßen Würfel aus einem Seitenfach ihrer Zeitkapsel und legte ihn auf einen nahegelegenen Baumstumpf. Das Gerät verfügte über ein außergewöhnliches Objektiv und begann sofort damit, den nächtlichen Himmel abzulichten. Nach 15 Minuten Wartezeit teilte ihr Cassandra ihre Erkenntnisse mit: »Die Analyse der Sternkonstellationen ist abgeschlossen. Möchtest du das Ergebnis hören?«

Sie hatte einen eigenwilligen Charakter und sprach mit der angenehmen Stimme einer alten Filmschauspielerin.

»Ja, na klar. Jetzt mach es nicht so spannend, Cas!«, sagte Diana. Sie hatte versucht, zur Ruhe zu kommen, war dabei aber immer aufgeregter und ungeduldiger geworden.

»Willkommen in der Kreidezeit!« Diana zuckte und sah sich erschrocken um.

»Cassandra!«

»Entschuldige, es war einfach zu verlockend. Wir befinden uns sehr wahrscheinlich im Jahr 160 im angepeilten Gebiet. Auch wenn es keinen Schnee gibt, legen Temperatur und Vegetation nahe, dass der Winter bereits begonnen hat. Eine genaue Bestimmung des Datums ist mir mit den gegebenen Daten noch nicht möglich. Aber mir scheint, wir sind pünktlich«, sagte die Künstliche Intelligenz.

Diana schloss die Augen und versuchte, in sich hinein zu hören. Sie kannte den Humor ihrer KI. Manchmal benahm sich der Computer wie ein listiger Kobold, der ihr kleine Streiche spielen wollte. Ein Knoten, breit wie ein Schiffstau, löste sich. Sie war in der richtigen Zeit angelangt! In den Wochen vor ihrem Aufbruch hatten sie wilde Alpträume verfolgt. Mehrfach war sie ein paar Millionen Jahre zu weit in die Vergangenheit gereist und im Bauch eines gigantischen Sauriers gelandet. Diesem Schicksal schien sie entkommen

zu sein. Dianas Panik verblasste. Doch nun regten sich andere Gefühle in ihr. Am stärksten wucherten Zweifel, Trauer und Einsamkeit. Noch vor wenigen Minuten war sie umgeben von Menschen, die sie kannte. Menschen, die auf sie bauten und hofften. Menschen, die nun unerreichbar waren. Der Abschied steckte ihr noch immer in den Knochen. Man hatte sie wie eine Kriegsheldin behandelt. Dabei hatte sie noch nichts getan, nichts erreicht. Alle Welt setzte Hoffnungen und Erwartungen in sie. Wie konnten sie glauben, sie könne diesen jemals gerecht werden? Diana erinnerte sich an die Blicke im Kontrollraum. Sie waren voller Zuversicht, aber auch voller Trauer und Angst. Ihre Ausbilder, Lehrer, Klassenkameraden, die Wissenschaftler, die Techniker und die Ingenieure – keinen dieser Menschen würde sie jemals wiedersehen. Sie war einsam und allein in diesem düsteren Sumpf – verloren in der Zeit.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte eine körperlose Stimme in ihrem Ohr.

»Alles ist gut! Kontrolliere deine Gedanken!«, dachte Diana und ballte die Fäuste, dass die Finger knackten. Auch vor diesem Schock hatte man sie gewarnt. Auch darauf war sie vorbereitet. So, wie sie auf alles vorbereitet war. Sie hatte ihr Leben lang trainiert. Sie war eine Löwin unter Lämmern. Sie war eine Göttin im alten Germanien.

»Entschuldige, Cas, ich hatte einen kurzen Blackout«, teilte sie ihrer KI mit.

»Kein Problem, das kenne ich nur zu gut«, erwiderte der smarte Rechner.

Diana stand auf und ging zu der großen Hülle, die sie hergebracht hatte. Auf den ersten Blick sah es so aus, als würde das Gebilde aus einem Guss bestehen. Betrachtete man die Konstruktion genauer, erkannte man jedoch, dass sie aus zahlreichen Komponenten zusammengesetzt war. Einige der Module beinhalteten Gegenstände, die ihr bei der Erfüllung ihrer Mission helfen sollten. Andere Bauelemente ließen sich bewusst entfernen und neu anordnen.

Diana löste sechs Module und zerlegte sie in wenige Einzelteile.

»Cas, öffne die Bauanleitung für den Streitwagen.«

»Dein Wunsch ist mir Befehl«, flötete die KI.

Auf dem Display ihrer Brille erschien unverzüglich die gewünschte Anleitung. Natürlich hätte sie diese nicht gebraucht. Sie hatte das Deltasegel unzählige Male montiert, die Kapsel immer und immer wieder umgebaut. Der Umbau war so simpel, dass ihn Diana innerhalb von fünf Minuten zustande brachte. Nicht umsonst hatte eine ganze Kompanie von Ingenieuren daran gearbeitet. Doch sie nahm es eben genau. Das Training zählte nicht. Das Hier und Jetzt zählte.

Nach wenigen Handgriffen hatte sich das Boot in ein kleines Flugzeug verwandelt. Die Form ihres Fluggeräts erinnerte an einen alten Eindecker aus der Anfangszeit der Luftfahrt. Mit dem feinen Unterschied, dass ihr Wandelflugzeug über vier seitlich angebrachte Rotoren und die Technologie des 22. Jahrhunderts verfügte. Auf einen Knopfdruck hin fuhren die Triebwerke aus ihrer Verankerung und der Computer vollendete die Transformation der Kapsel.

Der Akku zeigte die volle Kapazität von 2000 kWh und die Bordsysteme verkündeten: »Volle Funktionsfähigkeit«.

»Wenn wir noch zwei Stunden mit dem Aufstieg warten, verbessert sich die Thermik und wir sparen jede Menge Energie«, schlug Cassandra vor. »Die Wartezeit könnte ich für einen Systemcheck nutzen.«

»Ich dachte, du kannst Systemprüfungen nicht leiden«, meinte Diana, während sie Armaturen und Display überprüfte.

»Ja, das stimmt schon. Aber ich möchte sichergehen, dass meine Hardware durch den Zeitsprung nicht beschädigt wurde.«

»Abgesehen von der großen Delle neben der CPU, sieht alles gut aus«, sagte Diana mit einem Lachen auf den Lippen.

»Solche billigen Tricks locken mich nicht aus der Reserve«, entgegnete Cassandra und ließ ein künstliches Gähnen hören. Diana grinste immer noch und kletterte aus der halb offenen Pilotenkanzel.

»Bitte mach gleich eine doppelte Systemprüfung. Ich habe das Gefühl, dass deine Systeme etwas eingeschlafen sind«, sagte sie mit Unschuldsmiene.

»Sklaventreiberin!«, empörte sich die KI.

»Und was das Energiesparen angeht: Die Energie deines Akkus kann durch die Sonne wieder aufgeladen werden, Cas. Die Funktionsfähigkeit meines Systems ist mir momentan wichtiger. Denn an Schlaf ist nicht zu denken. Daher will ich so weit wie möglich kommen, bevor ich schlapp mache. Ich kann nicht noch stundenlang warten.«

»Dann empfehle ich, in südöstlicher Richtung gegen den Wind zu starten«, sagte Cassandra und blendete einen Vektor auf dem Brillendisplay ein. Seufzend schob Diana das ultraleichte Flugzeug zurück in jenen Tümpel, der sie so viel Schlamm und Schweiß gekostet hatte. Das umgebaute Fluggerät verfügte über flache schwimmfähige Kufen, die sanft ins Wasser glitten. Nachdem sie den Gleiter südöstlich ausgerichtet hatte, schwang sie sich ins Cockpit, startete die Motoren und fuhr die Flügel zur Gänze aus. Der Elektromotor summete leise, als sie den Antrieb auf volle Leistung stellte. Die Rotoren brausten auf und der Flieger schoss über das Wasser, als würde ein Riese Steineflitschen spielen.

Das Flugzeug war in der Lage, senkrecht wie eine Drohne oder ein Helikopter zu starten. Gleichwohl entschied sich Diana für die energiesparendere Variante. Und so beschleunigte der Gleiter, hüpfte ein Mal, zwei Mal, drei Mal – dann endlich lösten sich die schmalen Kufen von der Wasseroberfläche und das Gefährt stieg den Wolken entgegen.

Diana lehnte sich zurück und übergab dem Computer die Kontrolle über das Flugzeug. Cassandra berechnete eine günstige Route zu ihrem Ziel. Ein Berg mit einer unverwechselbaren Form bildete ihren Treffpunkt.

»Baue so schnell wie möglich eine Verbindung zu den anderen auf«, befahl sie ihrem Flaschengeist und genoss das Rauschen in ihren Ohren. Während ihre KI den Gleiter steuerte, betrachtete Diana die Welt von oben. Die Erde schimmerte matt und konturlos im fahlen Mondlicht. Ein immer gleicher Brei aus Bäumen und Wiesen floss unter ihr dahin. Teiche und Seen durchbrachen zuweilen wie störende Kleckse das eintönige Bild. Es schien kaum sehenswerte Wegmarken zu geben. Die Erde war ein einziger grauer Wald.

Dann aktivierte Diana die Nachtsicht und spähte erneut nach unten. Wo eben noch konturlose Schatten herrschten, sah sie nun klare Formen, Schnitte und Details. Sie entdeckte nachtaktive Tiere, erkannte versteckte Bäche und Senken, registrierte einsame Höhlen und Hütten. Und ganz allmählich, wie eine Gänsehaut, überkam sie ein Gefühl der Macht. Ein Mantel der Euphorie legte sich auf ihre Schultern und ein Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus. Wenn sie jetzt ein alter Germane sehen könnte – er würde sie wahrlich für eine Göttin halten – eine Göttin in ihrem fliegenden Streitwagen.

Cassandra zerschlug ihren Traum von Allmacht und Glanz. Sie brauchte dafür nur vier Worte:

»Ich bekomme keine Verbindung.«

Diana zuckte zusammen und starrte auf das Display ihres Gleiters.

»Was soll das heißen?«, fragte sie entgeistert.

»Ich empfangе keinerlei Signale und kann keinen der anderen Götter erreichen. Es herrscht absolute Funkstille.«

Diana brauchte einen Moment, um die Nachricht zu verdauen. Sollte das etwa heißen, dass sie allein war? Die einzige Zeitreisende in diesem Jahrtausend? Wo zum Teufel steckten die anderen?

26. Juli 2127 – Der Aufnahmetest Vormittag

»Warum seid ihr hier?«, fragte Henry ohne ein Wort der Begrüßung und in strengem Ton. Die Kinder verstummten und schauten ihn betreten an. Keiner wagte zu antworten. Oder waren sie zu sehr mit sich selbst beschäftigt und hatten nicht zugehört? Henry seufzte und wiederholte seine in Latein formulierte Frage: »Warum seid ihr hier?«

Nach einem kurzen Moment des Zögerns antwortete ein kleines Mädchen: »Weil wir gut in der Grundschule waren und jetzt den Test machen dürfen. Wir wollen Götter werden. Ich finde Minerva und Diana am coolsten. Meine Omi ist ein Fan von Apoll.« Das Mädchen hatte helle Haut, dunkelbraune Haare und einen schmalen Mund. Obwohl ihr Tonfall eher beiläufig war, verrieten die leuchtenden Augen ihre große Erregung. Henry merkte sich das Gesicht und gab ihr 5 Zusatzpunkte, die er sich gleich notieren würde. Sie hatte es als erstes von 15 Kindern gewagt, zu antworten und dabei flüssig und sachlich gesprochen.

»Weil wir gut in Latein gespickt haben«, ergänzte ein Junge auf Englisch, dem die Frechheit ins Gesicht geschrieben stand. Er schien nur darauf gewartet zu haben, einen provokanten Witz reißen zu können. Nachdem sich eine andere Schülerin aus der Deckung gewagt hatte, war er mutig geworden. Einige Kinder grinsten verstohlen und zwinkerten in die blendende Morgensonne.

»Ihr habt beide recht. Ihr gehört zu einer Auswahl der besten Schüler unserer 12000 Partnerschulen«, sagte Henry gelassen. »Im Übrigen bitte ich euch, euch zu melden und Latein zu sprechen, auch wenn es holprig klingt. Ihr alle wart in verschiedenen Ländern an Grundschulen, die mit dem Phönix-Projekt kooperieren. Manche haben sogar im Kindergarten am Phönix-Programm teilgenommen. Ihr alle lernt seit der ersten Klasse intensiv Latein. Und ihr alle wart die leistungsstärksten Schüler eurer jeweiligen Klassenstufe. Jetzt

möchten wir eure Fähigkeiten noch ein bisschen genauer testen. Denn für das Phönix- Programm brauchen wir nicht nur die klügsten, sondern auch die ausdauerndsten, vernünftigsten und motiviertesten Jungen und Mädchen.«

Die Kinder brauchten einen Moment, um die Worte zu übersetzen, auch wenn Henry sehr langsam und mit vielen Pausen sprach.

»Sie sehen ziemlich... anders aus... als unser Lateinlehrer«, meldete sich der freche Junge erneut ungefragt zu Wort. Diesmal verwendete er ein stockendes Latein.

»Melde dich bitte, wenn du etwas sagen möchtest! Dies gehört hier zu unseren Grundregeln. Ich bin übrigens kein Lateinlehrer, sondern Lehrer für Sport. Ihr habt in den letzten beiden Tagen ja schon verschiedene Untersuchungen und Tests gemacht und euch hervorragend geschlagen. Heute möchten wir mit euch zum Abschluss zwei Sporttests machen. Bitte zieht eure Sportkleidung an und erscheint in 15 Minuten wieder hier an dieser Stelle.«

Ohne ein weiteres Wort wandte sich Henry von den verutzten Schülern ab und stapfte zu einer Hütte am Rande des Sportgeländes. Diese diente nicht der Erholung, sondern der Überwachung des weitläufigen Sportplatzes.

Das Areal, das ihnen für den Sport zur Verfügung stand, umfasste Dutzende Hektar. Gleichwohl bildete es nur einen bescheidenen Teil des Außengeländes der Akademie. Der Campus mit seinen schillernden Gebäuden lag im Zentrum dieser ringförmig gefassten Anlage. Ihn umgaben nicht nur die großzügigen Sportstätten. Auch ein ausgedehnter Park, moosbewachsene Wiesen, Felder sowie ein kleiner See boten den Schülern die Möglichkeit, sich frei in der Natur zu bewegen. Eingerahmt wurde das Terrain durch die weite schroffe Landschaft der schottischen Highlands. Gräser, Flechten, Moose und Stein prägten das Bild des unbewaldeten Heide-moors, das die Akademie einrahmte wie der Ozean eine kleine Insel.

Henry liebte die raue Schönheit der Natur, die hier so deutlich im Kontrast zur monumentalen Architektur des

Campus stand. Die Gebäude waren im Stil eines radikalen Neoklassizismus errichtet. Während die Fundamente aus bewährtem Stahlbeton bestanden, schillerten die Fassaden, Plätze und Säulengänge in Marmor, Tuffstein, Alabaster und Porphyr. Die Ästhetik des gewaltigen Gebäudekomplexes war eindrucksvoll. Nur wenige Besucher konnten sich ihrem Charme entziehen.

Die Jungen und Mädchen, die sich um eine Aufnahme in die Akademie bewarben, hatten indes keinen Blick für die schlichte Eleganz des Bauwerkes übrig. Nach fünfzehn Minuten standen sie erneut am Startpunkt des ersten Sporttests und flüsterten aufgeregt.

Henry erklärte den Kindern, was sie erwartete.

»Ihr müsst heute einen langen Hindernisparcours bewältigen. Hat schon mal einer von euch einen Kletterwald oder Abenteuerspielplatz besucht?« Henry versuchte, die Fremdwörter zu umschreiben. Mehrere Schüler meldeten sich.

»Ich habe auf einem Parcours für Profis geübt«, protzte die freche Bohnenstange und sah Aufmerksamkeit heischend in die Runde.

Ein schwächlicher Junge mit einer auffälligen Narbe am Kinn murmelte: »Ich habe mit meinen Geschwistern Fangen gespielt...«

»Das hat doch nichts mit einem Hindernislauf zu tun. Fangen spielen ist für Babys!«, fiel die Nervensäge ihm ins Wort. Einige Kinder lachten. Der kleine Schüler mit der gebräunten Haut sah verlegen zur Seite.

»Hör auf, reinzuquatschen!«, mahnte das Mädchen mit den leuchtenden Augen.

»Oh je«, dachte Henry, »jetzt muss eine Zehnjährige meinen Job übernehmen.«

Laut brüllte er: »Ruhe!« Er wusste inzwischen, wie ein pädagogischer Wutausbruch zu spielen war. Die Kinder verstummten. »Die Regeln hier sind klar und einfach! Wer sie nicht befolgen will, kann auf der Stelle abreisen!« Henry sah den vorlauten Schwätzer an, der starr an ihm vorbeiblickte. »Ihr meldet euch und lasst andere ausreden! Hast du das jetzt

verstanden?«, wandte er sich nun direkt an den Jungen. Dieser nickte sacht mit dem Kopf, ohne eine Miene zu verziehen. Henry schnaubte. »In Ordnung, also was wolltest du sagen?« Sein Blick wanderte zu dem Zwerg mit der Narbe am Kinn. Der machte drei Mal den Mund auf und wieder zu, bevor er endlich sprach: »Also, meine Geschwister und ich haben im ganzen Stadtviertel Fangen gespielt. Nicht so wie Babys. Wir sind überall rumgeklettert, in Rohre gekrabbelt oder über die Dächer gesprungen. Mein ältester Bruder hat sich sogar mal beide Beine und vier Rippen gebrochen. Das war echt gefährlich.«

Die anderen Schüler sahen jetzt deutlich beeindruckter aus, einige sogar verunsichert.

»Keine Sorge!«, beschwichtigte Henry, »Bei unserem Parcours hier ist es noch nie zu schweren Unfällen gekommen. Überall sind Kameras, die euch beobachten. Alles ist weich gepolstert und abgesichert. Wir haben ein ganzes Team von Ärzten und Sanitätern. Ihr könnt also ganz beruhigt mitmachen.« Das war natürlich nicht die ganze Wahrheit. Es gab ständig kleinere Verletzungen. Viele Kinder hielten nicht durch oder wollten am Ende nicht mehr weiterkämpfen.

Nach einigen abschließenden Sätzen zur Belehrung ertönte das Startsignal. Die Schüler sprinteten los und Henry kehrte zur Hütte zurück. Der große Raum war vollgepackt mit Bildschirmen und Hologrammprojektoren. Er und zwei weitere Kollegen beobachteten das Geschehen und machten sich Notizen, während der Computer die Gesichter und Bewegungen analysierte.

Gerade erreichten die vordersten Kinder das erste Hindernis. Es handelte sich um raffinierte Klettergerüste, die hintereinander installiert waren. Die Zehnjährigen mussten schräge Holzwände hinauf und hinab, über einen schmalen Balken balancieren, eine Strickleiter erklimmen, in eine Grube springen und an einem Seil entlang hangeln. Dann ging es wieder ein Gerüst empor. In zwei Metern Höhe sollten die Schüler über eine schwankende Brücke mit unregelmäßigen Trittbrettern laufen und durch eine rotierende

Röhre kriechen. Die Übungen machten den meisten Kindern Spaß. Besonders die letzte Station dieses Abschnitts war sehr beliebt. Mit Seilrutschen sausten die Jungen und Mädchen 60 Metern von einem Hügel herunter, den sie vorher mit Hilfe einer schiefen Treppe ersteigen mussten.

Der »Spielplatz«, wie ihn die Sportlehrer nannten, war in erster Linie dazu da, die Beweglichkeit und Geschicklichkeit der Kinder zu testen und die Gruppe in einzelne Läufer aufzuteilen. Denn für den nächsten Abschnitt sollten die Sportler möglichst separiert werden. Dieses Ziel war bereits erreicht. An der Spitze rannten vier Kinder mit deutlichem Vorsprung. Der Rest des Teilnehmerfeldes folgte in kleinen Grüppchen.

Ganz vorne stürmte der schlaksige Junge, der vorhin so vorlaut gewesen war, den Hügel hinauf. Das Mädchen mit den leuchtenden Augen war ihm dicht auf den Fersen. An dritter Stelle flitzte der Kleine mit der sonnengebräunten Haut und den kaputten Schuhen. Er bewegte sich äußerst geschickt. Eher unbeholfen kletterte die Letzte der Spitzengruppe den anderen hinterher. Das Mädchen mit den weichen Gesichtszügen besaß ein kleines Muttermal am Hals und wirkte etwas kräftiger als die übrigen Kinder. Trotzdem hatte sie es geschafft, sich in der Gruppe zu halten. Den Beobachtern im Kontrollraum verriet die Gesichtserkennung, dass die Schülerin Lily hieß und aus dem Norden von Kalifornien stammte. Lily erreichte das Tunnellabyrinth, das nächste Hindernis des Parcours, und sprach mit dem gebräunten Jungen, der vor ihr angekommen war. Mit Hilfe der Kameras konnte Henry jeden Winkel des Geländes einsehen und jedes gesprochene Wort hören.

»In welches Loch... sollen wir klettern?«, fragte sie auf Englisch und außer Atem. Der magere Junge mit den abgetragenen Schuhen stand einige Sekunden unentschlossen vor den dunklen Höhleneingängen. Falls er den Neuankömmling hinter sich bemerkte hatte, ließ er es sich nicht anmerken. Stattdessen kletterte er zügig in das nächstgelegene Loch. Henry zoomte näher heran und aktivierte das Kontextmenü.

Der Bursche hieß Aquil, wog 29kg, hatte eine spanische Mutter und einen marokkanischen Vater.

Aquil stürmte mit einer beeindruckenden Geschwindigkeit durch die dunklen Tunnel. Eine Taktik, die vor allem die Kinder wählten, die sich fürchteten. Denn die Röhren waren finster und so schmal, dass man darin nur gebückt laufen oder krabbeln konnte. An einigen Stellen gab es Lichtschlitze und externe Zugangstüren, falls ein Schüler in Panik geraten sollte. An anderen Punkten verengten sich die Tunnel so weit, dass die Kinder in der Dunkelheit über den Boden kriechen mussten. Man hatte sogar künstliche Spinnweben und allerhand glibberigen Schleim verteilt, um die Schulanwärter noch etwas mehr zu gruseln. Denn genau um diese banale Reaktion ging es bei diesem Abschnitt. Die Prüfer wollten herausfinden, wie gut die Kinder mit ihrer Angst umgehen konnten. Dabei machte es nichts, wenn sich die Zehnjährigen etwas gruselten oder nur langsam vorankamen. Kinder, die jedoch in anhaltendes Schreien, Wimmern oder in eine Starre verfielen, waren schlicht ungeeignet für die anstehende Ausbildung. Man würde ihnen keinen Gefallen tun, wenn man sie an der Akademie zuließe.

Die ersten vier Grundschüler schrien nicht. Bis auf Aquil schienen sie sogar Freude an der Herausforderung zu entwickeln. Da sie die Vordersten waren, hatten sie jede Menge Schleim und Spinnweben an sich kleben, als sie aus den Röhren purzelten. Dies bedeutete aber keinen Nachteil, denn beim nächsten Streckenabschnitt sollte der ganze Schmutz wieder abgewaschen werden. Direkt hinter dem Ausgang des dunklen Tunnelsystems wartete ein Abgrund auf sie. Am Fuße der Klamm sprudelte und schäumte das Wasser wie in einem Whirlpool. Statt um einen kleinen Jacuzzi, handelte es sich jedoch um ein großes Schwimmbecken, das die Schüler längs durchqueren mussten. Die Vierergruppe sammelte sich am Rande des Vorsprungs. Der Vormarsch stoppte. Bisher hatte sich keiner von ihnen getraut, in die Tiefe zu springen.

»Na, habt ihr Angst?«, fragte das schlaksige Großmaul, das zuerst auf der Plattform angekommen war. Er hatte bereits

einen Blick in das Becken geworfen und war erschrocken zurückgewichen. Sein Name lautete »Milán«. Er war fast elf Jahre und kam aus Ungarn, verriet die KI den Beobachtern im Bungalow.

»Hättest du doch selbst schon springen können, Froschauge«, antwortete Lily in holprigem Latein und starrte ihm grimmig in die Augen.

»Gut, springen wir zusammen. Bist du mutig?«, erwiderte Milán mit einem rotzigen Lächeln und stellte sich herausfordernd an den Klippenrand. Nach einem Moment des Zögerns hockte sich Lily neben ihn und nickte ihm zu. Milán holte weit mit den Armen aus und zählte laut: »Eins... Zwei... Drei!«

Anschließend riss er die Hände hoch und tat so, als würde er nach vorne springen. Er zuckte jedoch nur mit dem Oberkörper und blieb an seinem Platz. Lily hingegen war bei »Drei« ins Wasser gesprungen und tauchte tief ein, bevor sie prustend wieder an die Oberfläche kam.

Milán lachte laut und rief schallend: »Dumme Kuh!«, während er verächtlich auf die Hustende hinabsah. Gerade als sich Lily von ihrem ersten Anfall erholt hatte, sprang Milán neben ihr ins Wasser und verpasste ihr eine Wasserfontäne. Die Welle klatschte Lily ins Gesicht und brachte sie erneut zum Röcheln.

Fassunglos betrachtete das Mädchen mit den leuchtenden Augen das Geschehen. »Hast du das gesehen?«, fragte sie Aquil, der neben ihr stand.

Aquil wiegte den Kopf und murmelte ein lateinisches Schimpfwort, das er irgendwo aufgeschnappt hatte.

»Wir müssen ihr helfen!«, sagte das Mädchen und sah sich nah einem Rettungsring um.

Aquil zog ein Gesicht, als hätte man ihn getreten. »Entschuldige. Aber man kann nicht jedem helfen. Die kommt schon klar.« Wie ein flinkes Wiesel schlüpfte er an ihr vorbei und sprang mit einigem Abstand zu Lily ins Wasser.

Das Mädchen fluchte obszön und schrie: »Du sollst auch nicht JEDEM helfen!« Doch Aquil achtete nicht auf sie und die immer noch keuchende Lily.

Henry war kurz davor einzugreifen, doch er wollte sehen, wie die Kleine reagierte und zögerte.

Sie trat bis zum Rand vor und hüpfte von hier elegant ins Wasser. Offenbar hatte sie von oben gesehen, dass sich Milán eine der Schwimmhilfen geschnappt hatte. Diese trieben an den Beckenrändern, um den Kindern das Schwimmen zu erleichtern. Das Mädchen tauchte mühelos auf und sah sich um. Sie schnappte sich zwei Schwimmkissen und klemmte sie sich unter die Arme. Dann bewegte sie sich, mit den Füßen paddelnd, auf Lily zu. Diese schien noch immer orientierungslos. Sie ruderte mit weit aufgerissenen Augen im schäumenden Wasser, ohne sich von der Stelle zu bewegen. Das Mädchen näherte sich vorsichtig. Henry bewunderte ihr überlegtes Vorgehen. Sie hielt einigen Abstand und warf Lily die Schwimmhilfe direkt vor das Kinn. Diese zögerte nicht, als sie die Hilfe erkannte und klammerte sich keuchend fest. Es dauerte eine Weile, bis sich der Schock gelegt hatte und die Panik aus ihren Augen gewichen war.

Ihre Retterin berührte sie sacht an der Schulter und forderte sie auf, ihr zu folgen. Lily nickte und setzte sich mühsam in Bewegung. Nach nur wenigen Sekunden hatten sie den seitlichen Beckenrand erreicht, der außerhalb des sprudelnden Bereichs lag. Hier gab es vereinzelte Griffe und Notfallleitern an den Wänden. Lily brauchte noch einen kurzen Moment, bis sie sich soweit erholt hatte, dass sie bis zum Ende des Beckens schwimmen konnte. Denn aufgeben wollte sie augenscheinlich nicht. Ohne die Panik war das Fortkommen im Schwimmbecken leicht – es wäre beinahe entspannend gewesen, wenn sie nicht ihre Sportkleidung, sondern Badesachen angehabt hätten.

»Danke, das war echt nett von dir«, bedankte sich Lily, als sie endlich aus dem Pool stieg. »Ich habe haufenweise Wasser geschluckt und nichts mehr gesehen.«

»Kein Problem«, sagte ihre Retterin, die nun etwas gehemmter wirkte, als sie durchnässt am Beckenrand stand. »Wie heißt du eigentlich?«, fragte sie.

»Ich heiße Lily, und du?«

»Mia«, sagte sie lächelnd. Dann wandte sie sich ab, wohl weil ihr gerade nicht einfiel, was sie weiter zu dem fremden Mädchen sagen sollte. Viel Zeit zum Quatschen blieb indes nicht, denn schon standen die beiden vor einem metallenen Gitter, das den Weg versperrte. Mia fixierte Milán und Aquil, die bereits davor warteten. Es zeigte sich, dass es nicht notwendig gewesen war, das Schwimmbecken als Schnellster zu durchqueren. Denn hier am Tor kam man allein nicht weiter.

»Wegen dir wäre Lily fast ertrunken!«, schrie Mia Milán entgegen, der scheinbar nie sein spöttisches Grinsen ablegte.

»Hallooo..., das war Spaß! Ich kann ja nicht wissen, dass die nicht schwimmen kann«, erwiderte Milán angriffslustig.

»Ich kann schwimmen, du Läusezoo!«, rief Lily, der jetzt die Tränen in die Augen schossen. Beschämt wandte sie sich ab.

»Wollt ihr, dass die anderen uns einholen? Helft mir lieber, hier durchzukommen!«, entgegnete Milán. Das war wohl die höchste Form der Entschuldigung, die er kannte.

Er trat vor das kleine Fallgitter und betrachtete es, während die anderen Kinder grimmig zu ihm blickten. Es hatte Ähnlichkeiten mit dem Fallgitter einer Burg, war jedoch viel schmaler. Links und rechts neben dem vergitterten Eingang ragten zwei dünne Balken im rechten Winkel aus der Wand. Sie hatten die Form und Dicke von gewöhnlichen Tischbeinen und dienten vermutlich als Hebel. Um sie nach oben zu schieben, musste man sich unter die Balken stellen und sie kraftvoll mit den Schultern in die Höhe drücken. So zeigte es zumindest eine große Abbildung, die als Anleitung neben dem Tor angebracht war. Der Mechanismus war simpel und unmissverständlich. Je zwei Kinder machten damit den Weg für ihre Kameraden frei, die nun durch das Tor schlüpfen konnten. Auf der anderen Seite des Eingangs befanden sich zwei identische Holzstreben. Die Schüler, die zuerst durchs

Tor durften, sollten anschließend denen, die ihnen das Fallgitter nach oben geschoben hatten, denselben Dienst erweisen.

»Der da und ich waren als Erste hier, wir dürfen also auch zuerst durch das Tor gehen«, forderte Milán, während er auf Aquil zeigte und bedrohlich in die Runde schaute. Der Angesprochene nickte leicht, sagte jedoch nichts.

»Aber ihr macht uns dann das Tor von innen auf!«, entgegnete Mia, die immer noch ziemlich wütend war. »Wehe, du haust einfach ab!«

»Versprochen. Das war doch vorhin nur Spaß«, sagte Milán lässig.

Lily und Mia waren immer noch zornig, aber es blieb jetzt keine Zeit zum Diskutieren. Ohne Zusammenarbeit kamen sie hier nicht weiter. Widerwillig trotteten sie zu den Holzbalken und schoben ihre Schultern darunter. Mit aller Kraft stemmten sie sich dagegen. Die Hebel waren nicht so schwer, wie sie aussahen. Parallel mit den Balken bewegte sich das Fallgitter nach oben. Milán und Aquil zögerten keine Sekunde und schlüpfen durch die schmale Lücke. Als er gerade durch den Eingang gehuscht war, drehte sich Milán zu Mia um und höhnte breit grinsend: »So, ich habe ja versprochen, abzuhauen.« Er schlenderte betont langsam vom Gitter weg und lachte gehässig.

»Du hast versprochen zu helfen, du Pferdefurz!«, rief Lily voller Entrüstung auf Englisch, während Mia noch nach Worten rang.

»Ich habe nicht gesagt, WAS ich verspreche«, erwiderte Milán und winkte den beiden zu. Er schien sich den Satz schon eine Weile zurechtgelegt zu haben.

»Du bist so ein Mistkerl!«, brüllte Mia ihm in ihrer Muttersprache hinterher. Auch sie war zu aufgebracht, um einen Satz auf Latein zu formulieren.

Während dieser Szene war Aquil, der den Eingang schon

passiert hatte, stehen geblieben und schaute erst auf die Balken und dann zu Mia und Lily.

»Alleine kann ich das nicht stemmen. Ihr müsst auf die Nächsten warten. Ich fange den Blödmann.« Mit diesen Worten wandte er sich um und sprintete davon. Mia war fassungslos.

»Na toll. Dahinten ... springen schon die nächsten ins Wasser ... Nur die ersten drei ... bekommen richtig viele Punkte ... hat mir ein Junge erzählt«, sagte Lily resigniert in ihrer stockenden Sprechweise. »Dabei ist mein Latein keine Punkte wert.«

Damit spielte sie auf den Sprachtest an, den die Kinder am Vortag absolvieren mussten. Im Anschluss hatten sie zudem eine ärztliche Untersuchung über sich ergehen lassen, die mindestens genauso unangenehm gewesen war.

Henry konzentrierte sich jetzt ganz auf die Spitzengruppe und beachtete die anderen Läufer mit keinem Blick. Er war gespannt, wie die Kinder mit den Herausforderungen umgingen. Gebannt schaute er auf die Projektion vor ihm.

»Ich kann das Gitter ein paar Sekunden oben halten. Wenn du ganz schnell durchschlüpfst, schaffst du es auf die andere Seite«, sagte Mia, nachdem sie verarbeitet hatte, was ihr Lily sagen wollte.

Das Mädchen sah Mia ungläubig an: »Echt, das würdest du machen?«

Mia sah sie nicht an, sondern blickte zum Schwimmbecken. »Da kommen gleich die Nächsten!«

Mehr brauchte sie Lily nicht sagen, denn sie nickte und warf sich dann mit einem großen Satz zum Tor. Sie rutschte regelrecht unter dem Gitter hindurch, bevor Mia die Kraft ausging und die Sperre wie in Zeitlupe nach unten glitt. Lily dankte ihr noch zweimal, ehe sie langsam vorwärts trottete.

Henry musste wählen, wem er weiter zusehen wollte. Er entschied sich für das kräftige Mädchen mit den blauen Haaren und dem dunklen Teint, auch wenn ihn die willensstarke Mia am meisten beeindruckte.

Allmählich schien Lily die Puste auszugehen. Sie schnaufte und hielt sich die Rippen, als hätte sie Seitenstechen. Sie lief in einen breiten Gang, der links und rechts von einer haushohen Mauer begrenzt wurde. Die vorausliegenden Hindernisse waren vergleichsweise einfach, fand Henry. Es gab sich wiederholende Abschnitte mit Walzen, auf denen man das Gleichgewicht halten musste, Bällegruben, gefüllt mit tausenden Plastekugeln und eine Art glitschigen Wackelpudding, über den man auf dem Bauch liegend gleiten konnte. Zuletzt kam ein winziger Hochseilgarten, der keine Ausrüstung verlangte. Dieser Streckenabschnitt war koordinativ weniger anspruchsvoll, doch forderte er einiges an Ausdauer und Kraft.

Inzwischen atmete Lily schwer, obwohl sie nur langsam lief. Sie schwitzte am ganzen Körper. Endlich kam sie zu einer Wand mit zwei großen Drehkreuzen. Neben den Durchgängen hingen altmodische Bildschirme, auf denen simple Rechenaufgaben abgebildet waren. Lily staunte und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Damit hatte sie nicht gerechnet. Nach nicht einmal 60 Sekunden änderte sich die Rechenübung und eine neue Aufgabe erschien. »11+11+11+11-21« zeigte der Touch-Screen.

»Elf plus elf ist...?«, murmelte Lily vor sich hin. Sie hechelte so schnell, dass sie sich kaum konzentrieren konnte. Immer wieder fing sie von vorne an. Die Aufgabe war leicht! Unter anderen Umständen hätte sie sie rasch gelöst. Aber jetzt war sie so aufgeregt und außer Atem, dass sie sich nichts merken konnte. Sie schlug sich mit beiden Händen auf die Stirn und konzentrierte sich. Endlich hatte sie die Lösung gefunden und gab sie auf dem Tastenfeld ein. Ein grünes Licht flammte auf und sie durfte die Drehtür passieren.

Hier warteten schon die nächsten Türen, diesmal mit einfachen Logik-Aufgaben. Lily stöhnte und fächerte sich Luft ins Gesicht.

Sie brauchte eine Weile, bis sie die Fragen verstanden und gelöst hatte. Immer wieder rechnete sie damit, dass gleich jemand hinter ihr durch die Tür treten würde. Es folgten wei-

tere Kammern mit Quizfragen, die Lily recht schnell überwand. Henry war zunehmend beeindruckt, wie wacker sich das Mädchen schlug. Mit Hilfe zweier kleiner Drohnen beobachtete er ihr Fortkommen. Sie schwebten nur wenige Meter über der Schülerin.

Nach diesem Abschnitt voller Denksportaufgaben teilte sich der Weg. Vor Lily lag eine breite im Morgenlicht hell erleuchtete Weggabelung.

Ein funkelndes Hinweisschild stellte sie – natürlich in lateinischer Sprache – vor die Wahl: »Der linke Pfad ist kurz, aber wild. Der rechte Weg ist lang, aber mild.« Sie überlegte... und entschied sich für die lange Strecke.

Sie brauchte keine fünf Minuten, für den weiten aber anspruchlosen Weg. Der durch grelle Linien markierte Pfad führte über eine weitläufige Rasenfläche. In der Ferne war bereits das Streckenende zu erkennen. Lily folgte nicht mehr jeder Kurve der Laufstrecke, sondern kürzte ab, indem sie mitunter über die Wiese lief. In einiger Entfernung konnte sie Aquil laufen sehen, der das Ziel schon fast erreicht hatte. Er war deutlich langsamer geworden und humpelte, dennoch würde ihn Lily nicht mehr einholen, egal wie schnell ihr Endspurt ausfallen würde.

Der Zieldurchlauf in der Ferne war grellbunt erleuchtet und überaus groß bemessen. Nachdem Aquil über die Ziellinie gestolpert war, warf er sich unmittelbar dahinter auf den Boden. Er schwitzte und schnaufte wie ein Flusspferd, dann spuckte er zur Seite.

Henry zoomte schnell aus dem Bild. Den Rotz des Jungen wollte er sich nicht ansehen.

Diese Gruppe schien besonders leistungsstark zu sein. Zumindest die ersten sieben Kinder machten einen vielversprechenden Eindruck. Ein genaueres Bild würde er erhalten, wenn er später nochmal mit seinen Kollegen das Filmmaterial durchging. Für die Punktevergabe kam es nicht nur auf die Platzierung und die Laufzeit der Anwärter an. Viel wichtiger war es, welche Entscheidungen die Schüler trafen und

welches Verhalten sie in den verschiedenen Situationen zeigten. Reagierten sie bedacht oder vorschnell, ängstlich oder übermütig, egoistisch oder aufopfernd, flexibel oder starrsinnig? Dies waren die eigentlichen Fragen, die die Kinder unbewusst beantworteten.

Henry schaltete zurück zu Mia. Das Mädchen war weit zurückgefallen. Platz zwölf. Sie stützte einen kräftigen Jungen. Der Rotschopf humpelte und presste tapfer die Zähne zusammen. Schade, auf ihre Laufzeit würde die Kleine keine Punkte bekommen und doch war sie wie gemacht für die Akademie.

—

Ende der Leseprobe

Wenn Ihnen die Leseprobe gefallen hat, finden Sie hier auf [Amazon.de](https://www.amazon.de) das komplette Buch.

Ich freue mich auf Ihr Feedback – Till Martin, April 2021